

KIRSTEN SCHÜTZHOFER | Die Kapelle der Glasmaler

Kirsten Schützhofer im Gespräch

Was hat Sie zu Ihrem neuen Roman inspiriert?

Die Initialzündung war sicherlich mein erster Besuch in der Sainte-Chapelle im Januar 2000. Diese Kirche ist von einer geradezu unglaublichen Schönheit. Es ist ein Gebäude aus Stein, trotzdem wirkt es ganz leicht, denn die Kirche besteht fast nur aus großen Buntglasfenstern.

Wie haben Sie über das Thema »Glasmalerei« recherchiert?

Zuerst habe ich eine ganze Menge Bücher darüber gelesen, aber dann wuchs das Bedürfnis, das mal »in echt« zu sehen. Während meines Besuchs in der Werkstatt eines Glasstudios konnte ich feststellen, dass sich seit dem 13. Jahrhundert nicht sehr viel an der Technik geändert hat. Unbezahlbar waren die sinnlichen Eindrücke bei diesem Besuch: die bunten Glassplitter auf dem Boden, die Geräusche beim Glasschneiden, der Geruch ...

Wenn Sie sich eine Zeit aussuchen dürften, in der Sie leben könnten, welche wäre es?

Ich finde das 21. Jahrhundert in Westeuropa für mich doch am passendsten, wäre aber kleinen Stippvisiten in andere Jahrhunderte nicht abgeneigt. Wenn ich eine solche Möglichkeit hätte, würde ich gerne zuerst das 18. und das 13. Jahrhundert besuchen – und dann mal weitersehen. Ich bin neugierig.

Zur Autorin

Kirsten Schützhofer, 1972 geboren, war als Englischlehrerin in der Erwachsenenbildung tätig, bevor sie 1999 in Leipzig den Studiengang Bibliothekswesen begann. Sie verbrachte längere Zeit am Goethe-Institut in Bordeaux sowie in Bibliotheken in Colmar und in den Archives de Paris. Heute arbeitet sie als Bibliothekarin. Mehr Informationen unter www.kirsten-schuetzhofer.de

KIRSTEN SCHÜTZHOFFER

Die Kapelle der Glasmaler

Roman

Diana Verlag



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 05/2008

Copyright © 2008 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Barbara Raschig

Umschlagmotiv | AKG-Images/Jean-Paul Dumontier

und The Gallery Collection/Corbis

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München–Zürich, Teresa Mutzenbach

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg


Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2008

978-3-453-35152-3

www.diana-verlag.de

1, AIGUES-MORTES

 Heftiger Wind trug den salzigen Geruch des Meeres in die Stadt hinein, drängte ihn unablässig in die Nasenflügel der jungen Frau. So früh am Morgen war die Luft noch frisch, der Himmel blass wie ungefärbtes Glas, nur ein Hauch von Blau. Auf dem Konstanzenturm flatterten die königlichen Farben im Wind. Eine Böe riss am hellgrauen Gewand der Frau, peitschte trockene Erde gegen den Saum. Ihre schweren Haare hielt sie mit einem fest um den Kopf gewickelten Tuch zusammen. Laut klapperte die Tür des grauen Steinhauses, aus dem sie gerade hervorgetreten war, während der Wind das Schild über ihrem Kopf wild hin und her schwanken ließ, das diesen Ort als Pilgerherberge auswies. Nur ein paar Schritte weiter hing bereits der Geruch von Kalk und Mörtel in der Luft. Schwere Holzbalken lagen unbewegt im fahlen Morgenlicht, Steine warteten darauf, verbaut zu werden. Noch war es früh, aber die ganze junge Stadt war ein einziger Bauplatz, und sehr bald würden die Rufe der Bauleute von Neuem alle anderen Geräusche über-tönen.

Am Haus des Tuch- und Gewürzhändlers vorbei beschleunigte sie ihre Schritte. Letzte Woche war die Frau des Händlers kurz nach der Geburt ihres fünften Kindes an einem Fieber verstorben, und noch jetzt sprach man überall über die prächtige Beerdigung. Ein ganzes Säckchen Livres Parisis, wisperten manche, habe der untröstliche Witwer verteilt, um der Seele seiner Frau auf die nächsten Jahre hinaus Gebete zu sichern. Noch am Tag der Beerdigung war er in der Werkstatt aufgetaucht und hatte ein Glasbildnis der Gottesmutter bestellt, die der Verstorbenen besonders teuer gewesen war.

Nôtre-Dame-du-Sablon. Die junge Frau bekreuzigte sich, während sie sich mit wenigen, raschen Blicken der Fortschritte am Bau versicherte. Jetzt ging es nur noch die nächste Straße entlang. Vor einem schmalen Holztor blieb sie stehen, atmete tief durch und trat ein.

Das Morgenlicht hatte den Hof hinter dem Tor bisher nur zu Teilen erreicht – die Hütte an seinem Ende lag noch im Schatten –, und doch blitzte es hier und da farbenfroh. Blaue Glassplitter funkelten in den ersten Sonnenstrahlen, rote, grüne und gelbe. Hohe Mauern hielten den Wind ab, an dessen Gegenwart nur ein leises Heulen und Klappern erinnerte. Die junge Frau blieb kurz stehen, eilte dann auf die Hütte zu und holte die erste Glastafel nach draußen.

Erst gestern Abend hatte der Händler die Lieferung gebracht, und sie hatte sie bisher nicht in Augenschein nehmen können. Behutsam legte sie die Tafel auf die Arbeitsplatte, ließ die Fingerspitzen darüberhuschen. Im fast vollkommenen Blau des Glases schien die Vision eines Himmels auf. Ihr Auftraggeber hatte seine Wünsche genannt, aber es würde an ihr liegen, sie umzusetzen. Sie musste im Glas lesen, seine Verschiedenartigkeiten, seine Unebenheiten, Luftblasen, Schlieren, Unregelmäßigkeiten in Farbe und Form, sogar Verschmutzungen für sich auszunutzen wissen. Wieder strichen ihre Finger über das Glas. Sie konnte dem Glashändler sagen, dass sie zufrieden war. Es war ein gutes Blau. Ihr Blick richtete sich erneut auf das Durcheinander der Glassplitterchen zu ihren Füßen, das vertraute Gefunkel aus Blau, Rot, Gelb und Grün, das sie aus vielen Werkstätten kannte. Eine Kapelle erstand vor ihrem inneren Auge, hohe Wände aus buntem Licht. Es war lang her, dass sie sich erlaubt hatte, daran zu denken.

I

INAESTIMABILIS MARGARITA

Sens am Tag vor dem Laurentius-Fest, 1239



1. Kapitel

Die Nachricht, dass die Dornenkrone Jesu Christi in Sens eingetroffen sei, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Nun bewegte sich die Prozession unter Jubelgeschrei, Gesang und Glockengeläut durch die mit Teppichen und kostbaren Behängen ausgeschmückte Stadt. Eine bewegliche Mauer von Menschen säumte die engen Gassen auf dem Weg bis zur Kathedrale Saint-Etienne. Leib presste sich an Leib. Längst war der Einzelne nur noch ein winziges Teil dieser berauschten Menge, über der ein beinahe greifbarer Geruch nach Straßendreck und Schweiß hing. Der Lärm war ohrenbetäubend. Männer, Frauen und Kinder schluchzten und schrien durcheinander, ihre Stimmen erhoben sich gemeinsam und gegeneinander, während die Augen der Gläubigen dem goldenen Schrein zu folgen suchten, den der König Louis, Neunter seines Namens, und sein nächstältester Bruder Robert, barfuß und im Büsserhemd, an der Spitze der Prozession trugen. Diesem kostbarsten Juwel folgten die Reliquien der Heiligen von Sens und Umgebung, danach schritten Barone, Ritter, Mönche, Bischöfe und weitere geistliche Würdenträger entlang der Straße. War das Ende des Zuges vorüber, schlossen die Wartenden auf, wodurch sich die gedrängten Reihen der Gläubigen lichteten.

Auch der breitschultrige Mann in der einfachen, braunen Reisekleidung, der sich fast bis nach vorne gekämpft hatte, nutzte rücksichtslos jede sich bietende Lücke aus. Wer aufzubegehren gedachte, den brachte er schnell zum Schweigen. Meist reichte ein Blick, denn seine Augen starrten wie graue Kiesel unter der Kapuze seines Reisemantels hervor;

manchmal musste er das feinverzierte Heft seines Dolches aufblitzen lassen, um Beschwerden im Keim zu ersticken. Indem er immer wieder über seine Schulter schaute, versicherte er sich, dass der Vater im Büßerhemd und dessen Diener ihm folgten. Dieses Mal trafen sich der Blick des Alten und der seines Sohnes. Im gleichen Moment senkte der Vater den Kopf.

Der Jüngere musterte ihn nachdenklich. Er war wirklich alt geworden, nach der letzten, schweren Krankheit, die einst so kräftige Gestalt hager. Im Tosen der Menge musste ihn dieser Tage der Diener schützend beim Arm halten. Die unter dem einfachen Hemd nach vorne gesunkenen Schultern ließen den Rücken rund werden. Der Ausdruck auf seinem zerfurchten Gesicht wirkte abwesend, nur die Augen, mit denen er seine Umgebung unablässig musterte, waren hellwach. Auch der Sohn spürte sie auf sich, beobachtend und abwartend wie die eines Raubtiers, das auf Beute harrete.

Mich täuscht Ihr nicht, er bleckte die Zähne, während er sich zurück nach vorne wandte und damit fortfuhr, sich seinen Weg zu bahnen. Euch steht kein Büßerhemd gut zu Gesicht, Herr Vater, weder barfüßig noch in Schuhen. Um seinen Mund zeichnete sich ein dünnes Lächeln ab. Der Alte hatte stets nur für seine Ziele gelebt. Niemals hatte er bereut, warum also jetzt? Der Krankheit wegen, die ihn an den Rand des Todes gebracht hatte? Nein, die Hexe war schuld. Wozu an die Vergangenheit rühren?

Vorübergehend wurde der Blick des Jüngeren starr, dann kniff er die Augen zusammen. Aber auch er konnte nicht umhin, die Gesichter der Menge abzusuchen. Er suchte schon so lange, dass es ihm inzwischen wohl in Fleisch und Blut übergegangen war. In einer Lücke, die sich inmitten der dicht gedrängten Leiber auftat, schimmerte zwischen Füßen

eine Pfütze auf. In der Nacht zuvor hatte es geregnet, wie so oft in den letzten Tagen, aber heute war das Wetter schön. Er schob sich weiter voran. Schon begannen Aufmerksame auszuweichen, bevor die Gruppe sie erreicht hatte. Ein Vater nahm sein Kind auf die Schultern. Eine Hure meckerte schrill, sprang aber zur Seite. Einen Lehrjungen, der sich in die Höhe reckte, um besser zu sehen, erwischte er mit dem Ellenbogen. Der Junge fluchte. Er beachtete ihn nicht. Wenn sich der Vater der Dornenkrone nähern wollte, so würde er dafür sorgen, dass er sich der Reliquie nähern konnte. Dies war die Zeit, Buße zu tun, hatte der Vater gesagt. Er verspürte ein Gefühl der Unruhe in seinem Unterleib. War seine Seele darauf vorbereitet?

Erneut warf er einen Blick zurück, aber der Alte hatte den Kopf gesenkt. Über seinen grau behaarten Schädel hinweg traf ihn der Blick des Dieners. Er drehte sich um und schob sich weiter voran. Kein Murren war dieses Mal zu hören. Vielleicht sahen diese Leute hier ja den Befehlshaber in seinen breiten Schultern, seinem Gang oder der Haltung. Er zupfte an seinem Reisemantel. Der Brustschutz unter dem Stoff schabte an den Armen und am Hals. Stets galt es, gewappnet zu sein. Für den Augusttag und die vielen Menschen war er viel zu warm angezogen. Schweißtropfen bildeten sich an seinen Schläfen. Schweiß verklebte seine Haare. Schweiß rann über seinen Rücken, sammelte sich in den Kniekehlen und ließ die Fußsohlen in den Lederschuhem feucht werden. Aber sie hatten es fast geschafft. Er konnte die Spitze des Zuges sehen.

Inaestimabilis Margarita. Er kannte die Erzählungen darüber, wie diese kostbarste Reliquie hierhergekommen war, von Byzanz am Bosphorus, wo man sie dem Kaiser Baudouin abgekauft hatte, über das Meer nach Venedig – die Venezianer

hätten sie gerne behalten – und dann weiter auf dem Landweg. Der Kaiser Friedrich selbst hatte ihr Sicherheitsgeleit gewährt, und auch die wundersamen Ereignisse auf der Reise bewiesen zweifelsohne, dass der Himmel sie dem König von Frankreich vergönnte. Während der Reise über Land, wusste man zu erzählen, war tagsüber kein Tropfen Regen gefallen, des Nachts jedoch hatte es in Strömen gegossen. Eine Schweißperle rann über seine Stirn und tropfte von seiner Nase herunter. *Es ist fast so heiß wie damals.*

Er fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn. Ein Stoß in den Rücken ließ ihn stolpern. Offensichtlich hatte der Alte die Geduld verloren. Gehorsam trat er zur Seite. Gleich darauf drängte sich der Vater an ihm vorbei nach vorne. Unablässig hörte er den Alten Gebete murmeln. Sie schlossen zu den Edlen auf, wie es ihnen gebührte. Er brauchte nur zu folgen. Gewohnheitsmäßig suchten seine Augen die Menschenmenge ab. Er sah Jungen; immer sah er Jungen, kleine und große, solche mit dunklen Locken und solche mit hellen. Judas, schoss es ihm, angesichts eines rothaarigen Knirpses an der Hand seiner Mutter, durch den Kopf. Ein weiterer Junge schob sich in sein Blickfeld – aber die Haare waren zu hell, oder? Außerdem war er zu jung, ein bloßer Knabe. Er schloss die Augen. Manchmal musste er die Augen schließen, um sich zu erinnern. Als er sie wieder öffnete, war der Junge verschwunden. Morgen würden sie nach Paris reisen, per Schiff über die Yonne und die Seine. Alles würde sich ändern, wenn sie ihn fanden. Alles würde sich ändern, wenn sie ihn nicht fanden.

Den ganzen Tag über war sie dem breitschultrigen Mann gefolgt; mal war der Abstand größer gewesen, mal kleiner, aber auch im Gewühl der Gläubigen hatte sie ihn nie aus den Au-

gen verloren, und auch jetzt noch war seine kräftige Gestalt so deutlich vor ihr, als stünde er hier vor ihr. Größer war er geworden, die Schultern breiter, und doch war er dem hoch aufgeschossenen Knaben mit den festen Muskeln noch ähnlich, den sie vor langer Zeit kennengelernt hatte. Wie schnell war er damals zum besten der jungen Schüler geworden, beim Schwertkampf, bei den Übungen mit der Lanze, immer und überall, wo es galt, den Körper zu kräftigen und für die Schlacht zu üben; ein vollkommener Kämpfer, wäre da nicht der maßlose Zorn gewesen, dem er immer wieder unterbeherrscht nachgegeben hatte. Und dann hatte der Waffenmeister unerbittlich die Gerte über seinen Rücken tanzen lassen, bis sich ein Gewirr von Striemen auf der weißen Haut aufgetan hatte, und sie hatte aufmerksam zugesehen, damals, auf der Burg des Bruders, in jenen Sommern, in denen alles anders geworden war.

Der schlimmste Feind war er nicht. Sie bewegte sich vorsichtig, um ihre Knie zu entlasten, zupfte an dem braunen Umhang, der ihre Gestalt umhüllte. Der Schleier, von einem dünnen, kupferfarbenen Reif gehalten, bedeckte die Stirn zum Teil und endete kurz oberhalb der dunklen, fein geschwungenen Augenbrauen. Ihr Gesicht war ungeschminkt und von der Sonne zart gebräunt. Stumm wartete sie auf Antwort, wie sie das schon so lange getan hatte, doch der Mönch im Habit der Zisterzienser schwieg seit geraumer Zeit. Langsam verschränkte sie die Finger ineinander, hob sie gegen den Mund und berührte die Haut mit den Lippen. Er war so nahe, dass sie nur die Hand hätte ausstrecken müssen, um ihn zu berühren. Dann räusperte er sich. »Es geht nicht«, sagte er zum zweiten Mal, seit er in diese kleine Kapelle gekommen war, »wir können nichts für Euch tun.«

Ihre Finger lösten sich voneinander, sie legte den Kopf zurück. »Aber man hat den Vertrag gelesen, den ich Euch habe schicken lassen? Man hat ihn gelesen, oder etwa nicht?«

Der Mönch versenkte die Hände in den Ärmeln seiner Kutte.

»Wir waren einander versprochen«, fuhr sie fort. »Ich war nur ein Kind damals, ein Säugling an der Brust der Amme. Man erzählt sich, er habe mich zur Verlobungsfeier beinahe fallen lassen.«

Sie suchte den Blick des Zisterziensers, der sah auf den gestampften Boden des Kirchleins. Ihr Körper spannte sich an. Ja, das erzählte man sich. Dass ihr achtzehnjähriger Verlobter sie beinahe hatte fallen lassen, als die zukünftige Braut, für die Zeremonie dem vertrauten Duft der Amme entrissen, lauthals zu schreien begonnen hatte. Abwesend rieb sie über eine Narbe an ihrem Handgelenk. Viel hatte sie arbeiten müssen, nach dem Tod des Bruders. Wieder hob sie den Kopf, dieses Mal trafen sich ihr Blick und der des Mönchs.

Unbehaglich wechselte der Mann von einem Fuß auf den anderen. »Aber noch nicht einmal dafür gibt es Beweise, alle, die für Euch sprechen könnten, sind tot, und der Vertrag weist kein einziges Siegel auf.«

Sie betastete die Narbe, fühlte deren wulstige Ränder. Eine Sichel war es gewesen, sie erinnerte sich. »Ich habe einen Sohn«, sagte sie.


Er hob die Hände in einer halb bittenden, halb hilflosen Geste: »Bringt ihn uns.«

Sie schwieg. So klein war die Kapelle plötzlich, so eng. Mit einem Mal schien staubige Erde vom Boden in ihre Nase zu steigen, machte ihr das Atmen schwer, und sie fühlte sich so schwach wie damals, als das Blut aus ihr gelaufen war.

Dann war es vorüber, sie presste die Lippen aufeinander, richtete sich auf. »Ich fordere nichts als Gerechtigkeit. Nicht mehr als das, was mir zusteht.«

Der Zisterzienser zuckte die Schultern. »Aber so, wie es aussieht, sind uns die Hände gebunden. Wir brauchen Beweise.«

2, AIGUES-MORTES

 Mit der stetig höher steigenden Sonne erreichte das Licht auch die letzten Ecken des Hofes. Bald tanzten warme Sonnenstrahlen über die Fassade der kleinen Holzhütte, in der sich die Werkstatt befand, ließen die schon mittels Kreide eingefärbte, aber noch ungenutzte Arbeitsplatte auf dem Tisch davor einladend aufleuchten. Diesem Arbeitsplatz gegenüber hatte die junge Frau die Glasplatten nebeneinander vor der Mauer aus hellem Kalkstein aufgebaut und musterte sie nun nachdenklich. Wenn sie sich mit aller Macht auf diese Farben dort besann, dann sah sie sie nicht nur, nein, sie hörte sie auch, spürte sie mit dem ganzen Körper, mal wie seichte Wellen, die sie umspülten, mal wie die tosende Brandung. Manche Farben glichen auch einem schrillen Kreischen. Dieses Blau war dunkel, so wie sich der Himmel im Laufe des Tages zeigen würde. Dieses Glas dort wies einen vom Blauen ins Rötliche gehenden Stich auf und erinnerte an den kostbaren Stoff eines schönen Kleides. Das Gelb konnte sie sogar auf der Zunge schmecken, süß, wie ein weiches Brötchen aus feinem Mehl. Das Grün gluckste und roch wie tiefes Wasser, vermengte sich mit dem Geruch, der vom Meer her über das Land bis zu ihr kam. Über dieses Meer dort kamen auch die Handelswaren für die Märkte des Landes und dieser Stadt, fremde Menschen und Botschaften aus dem Heiligen Land. Das Meer dort hatte damals die Nachricht vom Tod des Königsbruders, des strahlenden Ritters Robert d'Artois, im Kampf gegen die Heiden gebracht. Das Meer brachte die Welt zu ihr. Sie hielt inne, legte die Fingerspitzen an die Schläfen, um sich auf die Arbeit zu besinnen: Blau und Rot, Blau und Grün und ein Streifen von

Gelb, sehr behutsam eingesetzt. Ein schrilles Flötenspiel, begleitet von wirbelnden Trommeln, tönte in ihren Ohren auf. Sie knabberte an ihrer Unterlippe. Nein, das ging nicht. Vielleicht sollte sie weniger Gelb nehmen, nur eine hauchfeine Borte am grünen Gewand der Maria, die es zu schaffen galt, ein zarter Streifen mit großer Kunst aus der gelben Platte dort gekröselt, ein bloßes Leuchten vor dem blauen Hintergrund.

Für einen Atemzug lang verharnte sie, dann stand sie auf und schritt die Reihe von Neuem ab, wechselte die Glasplatten aus, stellte neue Farben nebeneinander, summt leise dabei. Das tiefe Grün dort würde das farblose Stück, das sie für das Gesicht verwenden wollte, vollkommener erscheinen lassen. Wie ein Lied mussten sich die Farben anhören, wie Töne, die sie ineinanderfügen würde.

II

DER JONGLEUR

Sommer 1226 bis Frühjahr 1238



1. Kapitel

Wie ein Kätzchen hatte Ghislain sich zusammengerollt, den dunklen Lockenkopf auf den Beinen seines älteren Halbbruders Raymond gelagert und atmete gleichmäßig. Abendsonnenlicht überzog das Gesicht des Jungen mit einem warmen Schimmer. Auf der zarten Haut unter seinen Augen zeichneten sich die langen, schwarzen Wimpern ab. Er war schon auf dem letzten Stück des Weges eingeschlafen, wie Raymond an dem zunehmenden Gewicht auf seinem Arm bemerkt hatte, aber sie hatten noch eine gute Strecke bewältigt, bevor er das Pferd zum Stehen gebracht hatte. Sanft strich er dem Kind das verschwitzte Haar aus der Stirn.

Um Avignon zu erreichen, wo der französische König dieser Tage die Stadt belagerte, hatten sie sich beide nach Süden gewandt. Größere Handelswege hatten sie bisher gemieden und waren, um die Verzögerung wettzumachen, nun schon den zweiten Tag beinahe ohne Halt hindurch geritten, aber – weder das friedlich grasende Pferd noch der Vierjährige in seinem Schoß waren solchen Anstrengungen auf längere Sicht gewachsen. Raymond seufzte. Er wollte unter keinen Umständen riskieren, das alte Tier vorzeitig gegen ein neues eintauschen zu müssen. Der Schimmel war auffällig. Über ein solches Pferd würde es meilenweit Gerede geben.

Herr, zeig mir den Weg, den ich gehen soll ... Er seufzte erneut, schob zwei Finger unter den Hemdkragen, ruckelte daran und legte den Kopf zurück. Aber irgendwo hier musste der Fluss sein. Wenn Fortuna ihnen hold war und ihn sein Ortsinn nicht trog, würden sie die Rhône morgen sicher errei-

chen und den Weg per Boot fortsetzen können. Auf dem Wasser verloren sich alle Spuren, sagte man nicht so?

Eine Bewegung Ghislains riss ihn aus den Gedanken. Das schlafende Kind gab ein leises Stöhnen von sich, steckte den Daumen in den Mund und begann mit kleinen, glucksenden Lauten zu saugen. Er lächelte. Bisher hatte niemand Ghislain von dieser Angewohnheit abbringen können. Vorsichtig ließ er seinen Umhang von den Schultern rutschen und deckte den Jungen zu. Dieses Mal hatte er noch im Hellen einen Platz zum Schlafen gewählt. Die kleine Lichtung am Fuß eines felsigen Hügels, umgeben von einem kleinen Wäldchen, hatte ihm auf den ersten Blick gut gefallen. Die alte Feuerstelle in ihrer Mitte war schon lange nicht mehr in Benutzung gewesen, unerwünschte Begegnungen also unwahrscheinlich. Auf die Höhle im Felsen hinter dem Busch war er mehr zufällig gestoßen. Von außen fiel der Spalt kaum auf. Später würde er das Kind auf das Laub betten, das ein anderer dort zurückgelassen hatte. Der Junge musste bei Kräften bleiben, wenn sie ihren Weg in gebotener Geschwindigkeit fortsetzen wollten.

Er betrachtete den Himmel. Bald würde die Sonne verschwunden sein. Ein leichter Wind umspielte die belaubten Bäume. Er genoss die Brise. Schon waren die verbrannten Braun- und Gelbtöne der Hügel mit dem wenigen staubigen Grün dazwischen nicht mehr zu erkennen, aber noch meinte man die Hitze in den Pflanzen knistern zu hören, fühlte sie über den warmen Boden und spürte sie an den der Sonne zugewandten Baumstämmen. Der Tag war so heiß gewesen, dass ihnen beiden der Schweiß in Strömen gelaufen war und Ghislain vor Durst zu weinen begonnen hatte. Noch konnte man schmutzige Tränenspuren auf seinen Wangen sehen. Jetzt spitzte er die Lippen, der Daumen rutschte aus

seinem Mund. Seine Augenlider zuckten. Raymond strich den Umhang glatt. Wie hätte er das Kind nur dort lassen können?

Sechzehn Jahre nach dem ältesten Bruder, Donatien, und immerhin noch zwölf Jahre nach Raymond war Ghislain geboren worden, und Raymond hatte den kleinen Halbbruder von ihrer ersten Begegnung an geliebt. Manche sagten, es läge daran, dass sie einander ähnelten, wenn der eine auch blonde und der andere schwarze Haare hatte, aber das war es nicht. Er horchte auf Ghislains ruhige Atemzüge. Schon als er den Kleinen das erste Mal gesehen hatte, ein zufriedener, wohlgenährter Säugling auf dem Arm seiner Amme, war er fasziniert gewesen. Damals hatte er nicht gewusst, um wen es sich handelte. Damals hätte er vielleicht noch lernen können, ihn zu hassen. Stattdessen hatte er ihn vom ersten Augenblick an geliebt. Ein kleines Lächeln umspielte seine Lippen. Erst kürzlich, nachdem der Junge auf der Burg eingetroffen war und bevor Donatien vom Besuch der Mutter zurückgekommen war, die nun fern von ihnen weilte, bis die Sache geregelt war, hatten sie mit dem Schachspielen begonnen, auch wenn sich der Kleine bisher mehr für die Figuren als für Strategien begeisterte.

Donatien wird sich seine Stellung niemals streitig machen lassen.

Ein entferntes Rascheln ließ ihn in die zunehmende Dunkelheit hinaus horchen. Er war sich sicher, dass der Ältere längst ihre Fährte aufgenommen hatte. Vielleicht hatte ihnen das Fest etwas Vorsprung verschafft, aber er machte sich nichts vor: Wenn Donatien auf der Jagd war, konnte er eine Spur genauso sicher verfolgen wie ein Bluthund. Nachdenklich startete er in die Dämmerung. Der Abend kam nun schnell heran. Bald würden sich die ersten Sterne zeigen. Er tastete nach dem Beutel an seinem Gürtel. Ihre Vorräte hatten

stark abgenommen. Spätestens morgen würde er gezwungen sein, etwas zu essen zu besorgen. Innerlich verfluchte er seine schlechte Vorbereitung, aber hatte es nicht schnell gehen müssen?

»Raymond?«

Der Kleine war aufgewacht. Raymond strich über seinen Kopf. »Schlaf weiter, Fuchsgesicht!«

»Aber ich bin gar nicht mehr müde.«

Ghislain richtete sich auf und tastete nach dem linken Arm, dann nach dem Gesicht seines Bruders. Der lachte leise.

»Lass das, Füchschen.«

»Warum nennst du mich Füchschen?«

»Das weißt du doch, weil du ein Füchschen bist.«

Der Junge kicherte. Er liebte diesen Wortwechsel und wurde nie müde, ihn zu wiederholen.

»Und weil ich ein Fuchsgesicht habe, ein Dreieck!«, endete er und schmiegte sich enger an den großen Bruder. »Wann gehen wir zurück nach Hause?«, fragte er dann.

Raymond schwieg. Was sollte er dem Jungen sagen? Darüber hatte er sich keine Gedanken gemacht, seitdem diese kopflose Flucht begonnen hatte.

Und sicherlich war dies sein schlimmster Fehler und einer der Gründe dafür, dass er beim Schach stets verlor: Niemals machte er sich Gedanken, traf die Entscheidungen immer aus dem Moment heraus, ohne an das Später zu denken. Er war unfähig zu planen, und Donatien wusste das. Mit den Fingern fuhr er durch Ghislains Locken. Seit Beginn ihrer Flucht hatte er den Jungen in dem Glauben gelassen, sie spielten eine Art Versteckspiel mit dem Älteren. Spätestens morgen wollte er ihm die Wahrheit sagen. Nur heute nicht. Er leckte sich über die Lippen. »Ich weiß nicht, Kleiner.«

»Haben wir uns verirrt? Sind wir zu weit geritten?« Ghislains Stimme hörte sich beeindruckt an. Bisher waren Burghöfe seine Welt gewesen, seit Kurzem die Burg hoch auf dem schroffen Fels über dem Ort, die Felder, Wiesen und das Flüsschen, welches sich um die Dorfmauer schlängelte. Dort war er mit seinem ersten Pony entlanggeritten, auf der Jagd nach Schmetterlingen und Libellen. Dort hatten sie geangelt und mit dem Bogen Kleinwild erlegt. Raymond ließ seine Hand sinken.

»Wenn Donatien kommt, versteckst du dich, ja?«, sagte er ernst.

Ghislain machte ein schmatzendes Geräusch mit den Lippen.

»Aber das gehört doch zum Spiel, oder, Raymond? Ich bin ja nicht dumm.«

»Ja, das gehört zum Spiel.« Raymond war froh, dass die Dunkelheit sein ernstes Gesicht verbarg. Für Ghislain war alles ein Spiel, seit Raymond sich aus dem Trubel des Fests an die Schlafstätte des Jungen gestohlen und ihn eingeladen hatte, ein neues Pferd in den Stallungen zu bewundern. Ein Spiel war es gewesen, Ghislain auf dem Schimmel reiten zu lassen. Ein Spiel auch, den Weg zu verlieren, sodass eine Rückkehr am gleichen Abend unmöglich war, ebenso, wie es ein Spiel gewesen war, dass Donatien sie suchen würde. Ghislain hatte bereitwillig mitgemacht. Alles war ein Abenteuer für ihn, seitdem er aus den Decken gekrochen war, natürlich gehörte auch das jetzt dazu. Dass er still sein musste, damit sie keine Aufmerksamkeit auf sich zogen, verstand er. Niemand wollte Räubern oder anderen Gesetzlosen in die Hände fallen.

Unwillkürlich tastete Raymond nach seinem Dolch. In spätestens zwei Jahren sollte er seine Ausbildung abschlie-

ßen, danach seinem älteren Bruder zu Diensten sein. Ein schlechter Kämpfer war er nicht, mit seinen nun schon sechzehn Jahren, auch wenn er gegen Donatien bisher jedes Mal verloren hatte. Flüchtig tauchte das stolze Gesicht des Älteren zur Schwertleite im letzten Jahr vor ihm auf. Er hob ein dünnes Ästchen vom Boden auf und brach es in winzige Stücke.

Ghislain bewegte sich wieder. »Weißt du, dass ich schreiben kann, Raymond?«

»Hm.«

»Und lesen. Ich zeig es dir morgen.«

»Ja, zeig es mir morgen.« Raymond starrte weiter in die Dunkelheit.

»Hast du Hunger?«, fragte er endlich. »Ich habe noch Brot.«

»Brot?«, seufzte Ghislain.

»Nicht jammern, morgen kaufe ich uns eine dicke, leckere Wurst, vielleicht auch einen Schinken, so wie die in der Vorratskammer. Einen Wildschweinschinken, das wäre doch was, oder?«

»Ja.« Ghislain schmatzte, rieb sich den Bauch und streckte dann die Hand aus. »Also gut, gib es mir.«

Mit einem Lächeln reichte ihm Raymond den harten, runden Fladen aus grobem Mehl. Geräuschvoll schlang ihn der Junge herunter. Dann schwiegen sie. Im Dunkeln konnten sie das Pferd schnauben hören.

Ghislain räusperte sich. »Das ist Donatiens Pferd. Stimmt doch, oder nicht?«

Raymond hob den Kopf. »Richtig, deshalb dürfen wir uns ja erst recht nicht erwischen lassen.« Er horchte der schrillen Fröhlichkeit in seiner Stimme nach.

»Wird er dir sehr böse sein?« Da war mit einem Mal Be-



Kirsten Schützhofer

Die Kapelle der Glasmaler

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 720 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35152-3

Diana

Erscheinungstermin: April 2008

Hier werden Sie das Mittelalter sehen und fühlen

Ein fesselnder historischer Roman über die Entstehung eines der berühmtesten Baudenkmäler der französischen Gotik.

Frankreich um 1241: Einmal in seinem Leben will der Glasmaler Clément etwas schaffen, das der Schönheit Gottes angemessen ist. Und so zieht er mit seiner Familie nach Paris, um an der Erbauung der königlichen Sainte Chapelle mitzuwirken. Doch er wird diesen Traum teuer bezahlen – denn in der Kapelle der Glasmaler begegnet er Thomas, einem alten Widersacher um die Liebe von Cléments heutiger Frau Edwige. Dieser hat die damalige Zurücksetzung nie verwunden – und wittert die Gelegenheit zur Rache ...

Mit Zeittafel und Glossar

 [Der Titel im Katalog](#)